

Landeskonzent der Oldenburger Theologie- und Gemeindepädagogik-Studierenden,

Stellungnahme zum EKD-Impulspapier „Kirche der Freiheit“

Zunächst einmal nehmen wir dankend und positiv auf, dass im anstehenden Reformprozess für eine evangelische Kirche im 21. Jahrhundert auch die Sichtweise und Stellungnahmen der jüngeren Generationen, wie z.B. die der Studierenden, gefragt ist. In diesem Zusammenhang begrüßen wir auch, dass die EKD über die aej und andere Bezüge junge Menschen an den Diskussionsprozessen aktiv beteiligt, denn – analog zum Internetauftritt unserer Kampagne (www.kirche-von-morgen.de) – stellen wir als jüngere Generation auch die Kirche von morgen dar. Wir möchten damit keinesfalls einen „Kampf der Generationen“ heraufbeschwören und auch nicht auf das Know-how lebenserfahrener kirchlich Engagierter verzichten. Aber in Hinblick auf den Altersdurchschnitt von Synoden und kirchlichen Funktionsträgern möchten wir an dieser Stelle, sowohl für den anstehenden Zukunftskongress, als auch für die hoffentlich darauffolgende Reformdekade, dazu einladen und ermutigen, insbesondere auch die Positionen junger Menschen im Blick zu behalten, da die meisten Entscheidungsträger von heute naturgemäß die Konsequenzen des Prozesses (Kirche im Jahre 2030) gar nicht mehr miterleben werden.

Zusammenfassend kann man sagen, dass das Impulspapier vom Rat der EKD sehr viele wichtige und interessante Impulse setzt, wobei diese Impulse auch unterschiedlich wahrgenommen werden können – aber gerade dadurch auch zur Diskussion und zu einer intensiveren Beschäftigung einladen. Denn wir teilen die Feststellung, dass ein Verharren auf der Position „es möge alles so bleiben, wie es ist“ die Zukunft der Evangelischen Kirche in Deutschland nur grob fahrlässig gefährdet.

Es gibt natürlich auch Einzelpunkte, die umstritten und vermutlich deshalb auch bewusst als Diskussionsanreiz formuliert worden sind. So fällt den meisten „Theologen“ schnell auf, dass das Impulspapier an vielen Stellen stark mit einem betriebswirtschaftlichen und unternehmenspolitischen Denken durchsetzt ist (Stichwort Taufquote etc.). Darüber kann und darf man sicherlich geteilter Meinung sein. In vielen Bereichen, insbesondere in den Ressorts Finanzen, Personal und Qualitätssicherung, ist sicherlich sehr viel mehr Management und Lernbereitschaft aus der Wirtschaft und anderen gesellschaftlichen Bereichen gefragt oder gar dringend geboten (so kann de facto in den meisten Gliedkirchen nicht wirklich von ernstzunehmendem Personal-Management und Entwicklung gesprochen werden). Auf der anderen Seite muss aber auch im Auge behalten werden, dass nicht alles einfach blind aus der Wirtschaft kopiert werden kann (So sind die sog. Assessment-Center eine feine Erfindung der Wirtschaft. Aber die wenigen Kirchen, die sich diesem Instrument bedienen, haben offensichtlich noch nicht verstanden, wann, wo und wie dieses am sinnvollsten einzusetzen ist).

Ferner kann man darüber streiten, ob die Kirche ein Unternehmen mit Kundenprofil und Kundenorientierung ist oder nicht. Aber in der Konsequenz können Kirchen nicht einfach wie Wirtschaftsunternehmen im Management beschließen, die „Produktionsquote“ zu erhöhen. So hängt die Besuchsquote der Gottesdienste von vielen und komplexen Bedingungen ab, die häufig regional oder gar individuell unterschiedlich sind und nicht mit pauschalen Vorgaben be- oder verurteilt werden können. Zudem galt im Protestantischen bisher nicht nur die „Kirche der Freiheit“, sondern auch die „Freiheit der Menschen“, ob, wann, wo und wie häufig sie kirchliche Angebote wie Gottesdienste u.ä. wahrnehmen. Die Entwicklung zu einem stärkeren

Bedarf und Kontakt zur Kirche nur zu lebenssituativen und biographischen Wendepunkten, wie es sich durch die erfolgten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchen abzeichnet, sollte dazu anregen, diesen gesellschaftlichen Prozess noch stärker zu reflektieren und das Bedürfnis der Kirchenmitglieder – und auch der eher kirchlich Distanzierten – ernst zu nehmen. Eine Konzentration der Kräfte auf klar erkennbare Bereiche ist sicherlich ratsam. Aber eine Reduzierung auf kirchliche Kernaufgaben, deren Kanon meist nur traditionelle Handlungsfelder und Kasualien umfasst, darf den kreativen Freiraum für neue Ideen und den missionarischen Aufbruch zu neuen Ufern nicht gänzlich aufheben.

Die betriebswirtschaftliche Färbung von Zukunftsvisionen rechnen wir aber auch als einen mutigen und um so nötigeren Diskussionsanreiz an, liebgewonnene Handlungsfelder einmal außerhalb des betriebsblinden Klimas der Kirchen-Insider neu zu bewerten und von verschiedenen Perspektiven aus zu betrachten. Unabhängig von den Formulierungen einzelner Konsequenzen hat sich unseres Erachtens die Beteiligung von KnowHow externer Unternehmensberater schon allein deswegen bewährt.

Es liegt außer Diskussion, dass sich aufgrund verschiedener Faktoren (demographischer Faktor, Finanzaufkommen etc.) Strukturen werden ändern müssen. Und wenn historisch gewachsene und liebgewonnene Aufgabenfelder und Strukturen aufgeben werden müssen, darf dies nicht heißen, dort sei schlechte Arbeit geleistet worden. Auch in vielen landeskirchlichen Reformprozessen wird betont, dass ein solcher Prozess Begleitung, Reflexion und „Trauerarbeit“ bedarf. Aber solche Veränderungen sollten nicht nur als wirtschaftlich und ökonomisch sinnvoll verkauft werden, sondern sollten auch aus theologischer Perspektive heraus als sinnvoller Freiraum und Chance für neue, kreative und innovative Impulse betrachtet werden. Eine Kirche, in deren Traditionen einem der Reformatoren das Zitat „ecclesia semper reformanda“ zugeschrieben wird, darf und kann sich nicht das Bild einer reformresistenten und „altbackenen“ Struktur erlauben. Die stets vor uns liegende Herausforderung ist ein Spagat zwischen Erhaltung und Erneuerung – Bewahrung und Aufbruch. Viele Erscheinungsformen der verfassten Kirchen sind historisch gewachsen und es lohnt sich stets selbstkritisch zu prüfen: Welche Traditionen sind erhaltenswert, damit das evangelische Profil erkennbar bleibt (in diese Richtung lädt das Motto des nächsten DEKT in Köln dazu ein, sich noch intensiver mit dem eigenen Profil auseinander zu setzen)? Und welche Strukturen oder „Auswüchse einer Wohlstandskirche“ sind überholt, müssen aufgegeben werden oder sind theologisch gar nicht weiter verantwortbar?

Gerade als Theologiestudierende empfinden wir die Diskussionsanregungen zur künftigen Rolle des Pfarramtes als sehr wertvoll. Allerorts wird man sich damit anfreunden müssen, dass die historische Ausnahme der Wohlstandskirchen vorüber ist. Eine derart hohe Pro-Kopf-Versorgung von Pfarrstellen hat es selbst in den frommsten Zeiten des Mittelalters nicht gegeben und wird es in absehbarer Zeit auch nicht wieder geben können. So mancher mag es (mancherorts vielleicht zurecht) so interpretieren, dass nun auch endlich das Priestertum aller Getauften an die Stelle des „Papsttums vieler Talare“ treten kann. Aber im Kern dieses Bildes der Amts- oder „Pastorenkirche“ liegt auch die Wurzel des Problems. Durch ein schiefgeratenes Amtsbild werden die „Berufs-Christen“ meist unfreiwillig in eine Rolle gedrängt, die für die Gemeinden (und deren Kirchenräte) sicherlich sehr bequem ist, mittelfristig aber zum Absturz des bisherigen „Betriebssystems“ führen muss. Schon jetzt klagen viele Pastorinnen und Pastoren, dass sie ihre Zeit lieber für Krankenbesuche oder die

Predigtvorbereitung aufwenden würden, anstatt sie als „eierlegende Wollmilchsau“ auch noch in (fachfremden) Bauausschüssen oder ähnlichen Gremien tot zu sitzen. Schon jetzt zeigt sich, dass Gemeinden nun einmal eine Rund-um-die-Uhr-Versorgung beanspruchen und eine Pfarrerin nicht nach der Hälfte des Trauergesprächs sagen kann: „Sorry, aber meine 50 Prozent sind jetzt um.“ Und schon jetzt zeichnet sich deutlich ab, dass die „Kirche von morgen“ mit deutlich weniger hauptamtlichem Personal auskommen muss: Die viel unreimte Säkularisierung und das katastrophale Personalmanagement vornehmlich größerer protestantischer Landeskirchen (einschließlich der Frage, ob in einer synodal-presbyterial geprägten Kirche überhaupt Personalentwicklung sinnvoll stattfinden kann) hat schon jetzt dafür gesorgt, dass die Theologiestudierenden an deutschen Universitäten fast zur aussterbenden „Gattung“ gehören. Mehr oder weniger kurzsichtiger Stellenabbau (gegen den Rat mancher Wirtschaftsexperten) und der omnipräsente „demographische Faktor“ werden ihren Teil hinzutun. Wenn die Schließung von Grund- und weiterbildenden Schulen schon jetzt Themen für die Tagesschau bieten, mag man einen Rückgang von Lehramtsstudierenden statistisch rechtfertigen können. Wenn sich Deutschland nach Florida zum neuen Rentnerparadies entwickelt, stellt dies neben den karitativen und diakonischen Handlungsfeldern auch für das künftige Pfarramt eine enorme Herausforderungen dar: Sicherlich sollte jede und jeder den wohlverdienten Lebensabend genießen dürfen. Wenn aber auch in Zukunft bei jedem Kaffeekränzchen eines Seniorenkreises die Anwesenheit der Pfarrerin oder des Diakons erwartet wird, ist der „Betriebsabsturz“ geradezu vorprogrammiert und das Budget für Supervisionen und Burn-out-Rehabilitationen könnte die übriggebliebenen Personalkosten, überspitzt formuliert, noch übertrumpfen.

Es bedarf dringend eines Mentalitätswechsels in der „Kirche der Parochien“. Die „Kirche der Ehrenamtlichen“ darf nicht länger eine leere Worthülse bleiben. Um die künftigen Kernaufgaben kirchlichen Handelns flächendeckend zu managen, werden sich wesentlich mehr Ehrenamtliche verbindlich engagieren müssen. Aber dies stellt auch gewaltige Chancen dar: Mehr Verantwortung heißt auch mehr Entscheidungs- und Mitgestaltungsbefugnisse für Ehrenamtliche. Mehr Fortbildung und Schulung von Ehrenamtlichen würde zusätzliche Potenziale in der Kirche offenlegen. Mehr Förderung und Forderung von Eigeninitiative führt zu mehr Kreativität und Innovation in den alten Gemäuern. Im Umkehrschluss würde die Konzentration der hauptamtlichen Mitarbeitenden am Weinberg Gottes auf ihre ureigensten Kernaufgaben nebenbei mehr Potenzial für einen missionarischen Aufbruch und mehr Zeit für die Ausbildung, Begleitung und Förderung von Ehrenamtlichen hervorbringen können.

Eben diese Förderung des Ehrenamtes ist notwendig und sollte zu allen Zeiten große Beachtung finden. Mit Hinweis auf das Priestertum aller Glaubenden muss daher neben der „Kirche für Andere“ auch die „Kirche für die Gemeinde“ zum Stichwort werden. Eine Erhöhung der Anzahl der Prädikanten und Lektoren ist wünschenswert, jedoch muss sie mit den Möglichkeiten der professionellen Ausbildung und Betreuung mithalten. Und hierfür muss in eine Zukunft der Kirche sicherlich auch an dieser Stelle investiert werden.

Die Kirche muss aber auch weiterhin für die hauptamtlich Tätigen angemessen Sorge tragen – und zwar auch im finanziellen Bereich. Die konstatierten Erwartungen finanzieller Solidarität und nicht-finanzieller Honorierung besonderer Leistung könnten neben dem schon heute vorherrschenden Bild schlechter Einstellungschancen die Bereitschaft mindern, ein Berufsfeld innerhalb der Kirche anzustreben. Die Investierung von 5 Prozent der Personalkosten in Fort- und Weiterbildungen sehen wir

wiederum als Anreiz fördernd an, in kirchlichen Arbeitsfeldern aktiv zu werden. Der Pfarrerberuf stellt sicherlich das hauptamtliche Zentrum auch in unserer Kirche dar. Jedoch darf seine Schlüsselfunktion nicht mit der oben skizzierten Allzweckfunktion verwechselt werden. Auch hier ist eine Investierung in Fort- und Weiterbildungen sinnvoll, damit Hauptamtliche insbesondere als Mentoren und Multiplikatoren Ehrenamtliche anleiten und in deren Aufgabenfeldern auch für Kontinuität sorgen können.

Die Kirche muss der wachsenden Flexibilität und Geschwindigkeit in der Gesellschaft konstruktive Kritik erteilen, ihr aber andererseits auch Rechnung tragen. Die Zahlung der Kirchensteuer und die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gemeinde sollte nicht an den Wohnort gebunden sein. Damit einhergehend muss ein bewusstes Zugehörigkeitsgefühl zur Evangelischen Kirche in Deutschland ermöglicht werden, damit der Kontakt zur Kirche nicht durch ein räumliches Verlassen der Gemeinde (Ausbildung, Studium, Beruf) abbricht.

Damit ist implizit auch schon die Diskussion um das 11. Leuchtfeuer angerissen, die wir als komplex und zugleich schwierig empfinden. Die angeregte Reduzierung der Anzahl eigenständiger Landeskirchen ist angesichts des Gesamtspektrums des Impulspapiers eher ein Nebenthema. Gerade deshalb ist es um so interessanter, dass sich Kirchenleitungen und Medien hauptsächlich auf dieses Diskussionsfeld „einschießen“, obwohl es inhaltlich nicht wirklich neu ist (an dieser Stelle sei auf den Vortrag von OKR Dr. Thies Gundlach vom Februar 2005 „Wohin wächst die Kirche?“ hingewiesen).

Da dieser Punkt aber vielerorts sehr schnell auch emotionsgeladen diskutiert wird, lohnt es sich – trotz der „Nebensächlichkeit“ –, sich damit etwas intensiver auseinander zu setzen, weil eben diese „Randdiskussion“ auch den gesamten Verlauf von Zukunftskongress und Reformdekade beeinflussen oder gar gefährden oder zumindest erschweren könnte.

Als erste Bemerkung möchten wir auf eine Anfrage an die Protestanten in Deutschland aufmerksam machen, die auf den damaligen Vorsitzenden der römischen Kongregation für die Glaubenslehre, Josef Kardinal Ratzinger, im ökumenischen Dialog zurückgeführt wird: Definieren sich die evangelischen „Kirchen“ in Deutschland tatsächlich nur an Hand der Grenzen von Reichsdeputationshauptschluss (1803) und des Wiener Kongresses (1815) – oder gibt es für diese „Kirchen“ auch noch eine andere Identität? Und so zitieren wir gern Thies Gundlach aus seinem Vortrag: „Wir können uns solche separatistischen Grundgefühle in unserer Kirche nicht mehr leisten (...)“ und fügen hinzu, dass dies sowohl für ökonomische – insbesondere aber auch unter theologischen Gesichtspunkten Geltung hat. Und so wird es sicherlich nicht verwundern, dass wir aus oldenburgischer Sicht die erst vor kurzem in Angriff genommenen Doppelstrukturen von VELKD und UEK schon immer skeptisch betrachtet haben, die eigentlich seit der Leuenberger Konkordie schon allein aus theologischen Gründen überflüssig sein müssten. Wir wollen damit keinesfalls einen Freibrief für einen „Mischmasch“ von religiösen und konfessionellen Inhalten erteilen. Aber unserer Auffassung nach entscheidet sich das Profil einer Konfession vor allem oder sogar ausschließlich dadurch, wie das kirchliche Leben vor Ort in den Gemeinden gemäß CA VII verwirklicht wird. Überregionale Strukturen – ob sie nun Kirchenkreise, Sprengel oder Landeskirchen heißen – können und dürfen in ihren Synoden und Gremien niemals über den gemeindlichen Verpflichtungen stehen. Die ordnungsgemäße Handhabung von Wort und Sakrament liegt unserer Auffassung nach in der

Verantwortung der kirchlich Engagierten vor Ort – im konstruktiven Spannungsfeld vom Priestertum aller Gläubigen und dem Dienst ordneter Fachkräfte für liturgische und theologische Fragen. Rolle und Funktionen überregionaler Kirchenstrukturen lassen sich deshalb eher auf verwaltungstechnische und serviceleistende Funktionen FÜR die Gemeinden reduzieren und können demnach kaum als konfessions- und profilstiftend noch als identitätsstiftend ernstgenommen werden, was die Praxiserfahrungen unter den Kirchenmitgliedern offensichtlich belegen, die zum Teil noch nicht einmal wissen (wollen), zu welchem Pfarrbezirk sie gehören. In diesem Sinne ist auch ein falsch verstandenes Kirchturmdenken und ein gerade unter Pfarramtshabern weit verbreiteter Parochialegoismus weder sinnstiftend noch zukunftsfähig. Denn die Entwicklung zu einem stärkeren Bedürfnis nach Profildgemeinden, Milieugruppen und Zielgruppengottesdiensten kann und sollte nicht nur als Bedrohung, sondern auch als Chance angesehen werden, die Menschen auch dort abholen zu können, wo sie sind. Es reicht nicht mehr, am Sonntagmorgen die Kirchentüren aufzusperren und darauf zu vertrauen, dass sich die letzten treuen Schafe in die synchronisierten Gottesdienste verirren, sondern die Kirche (und damit sind wir alle gemeint) muss lernen, wieder offensiver hinauszugehen und auf die Menschen zuzugehen.

Bezugnehmend auf die ökumenischen Bemühungen und (in guter Tradition nach den Kirchen der Reformation) bezugnehmend auf Joh 17,21 kann am Ende dieses Prozesses nur die Bildung einer Evangelischen Kirche in Deutschland als Zwischenziel formuliert stehen, um dann ganz nebenbei bemerkt auch realistisch auf gleicher Augenhöhe mit der Deutschen Bischofskonferenz und anderen Partnern einen konstruktiven Dialog fortsetzen zu können. Bis dahin wird sicherlich noch so manche Diskussion – vor allem zwischen Theologen und Kirchenjuristen – nötig sein. Ein solcher Prozess setzt eine intensive Auseinandersetzung mit den verschiedenen (regionalen) Faktoren voraus. Auch wenn eine Orientierung an den Grenzen der Bundesländer dienlich sein kann, sollte mit pauschal interpretierbaren Kriterien für die (Über)lebensfähigkeit von Kirchen vorsichtig umgegangen werden, denn zum aktuellen Zeitpunkt ließe sich mit wenigen Ausnahmen ebenso pauschal begründen, dass die Finanznöte der Kirchen in Relation zu ihrer Größe stehen. Aber ein solcher Prozess wird vor allem (nach protestantischer Tradition) ausreichend Partizipation und Austausch aller Beteiligten bedürfen, damit möglichst viele auf den neuen Wegen mitgenommen werden können. Innerhalb unserer Gliedkirche versuchen wir als Studierende mit unserer Kampagne „Du bist Oldenburg.NET“ einen Beitrag dazu beizusteuern, in dem wir innerhalb der oldenburgischen Strukturdebatten den Blick für eine gesamtkirchliche Verantwortung schärfen möchten. Aber es wird einer gemeinsamen Anstrengung vieler Kräfte bedürfen, um die Reformnotwendigkeit und den nötigen Mentalitätswechsel transparent und ausreichend genug kommunizieren zu können. Denn ein Blick in die Bundespolitik zeigt, dass Reformen nicht nur an ihrem Inhalt scheitern können, sondern auch daran, ob ihre Notwendigkeit und Sinnhaftigkeit gegenüber den Beteiligten und Betroffenen ausreichend gut „verkauft“ werden konnten. Ein solcher Aufbruch zu neuen Wegen ist mitunter natürlich auch mit viel Mühen und einem intensiven Gesprächsbedarf verbunden. Die Fusionsbemühungen innerhalb der Föderation Evangelischer Kirchen in Mitteldeutschland können hier sicherlich mit Erfahrungswerten und ratsamen Impulsen dienlich sein, denn Fusionen müssen nicht zwangsläufig in Doppelstrukturen wie bisher in Nordelbien und in scheinbar eher stagnierenden Beziehungen wie in Niedersachsen enden. Aber es gilt eben, auch den Austausch zu wagen und von den Erfahrungen zu sammeln, wie sie beispielsweise in der Reformdatenbank der EKD (www.kirchenreform.de) gesammelt

werden. Aber so lange jede Landeskirche vornehmlich das Rad selbst erfinden will, wird dieser Prozess künstlich erschwert. Und so hoffen wir, gerade als Vertreter der „Kirche von morgen“, dass sich die Entscheidungsträger von heute auch an den Leuchtleuchtern oder Leuchttürmen orientieren und sich ernsthaft mit den Diskussionsimpulsen konstruktiv auseinander setzen, anstatt weiterhin blindlings auf den Eisberg zuzusteuern.

Das angestrebte „Wachsen gegen den Trend“ wird eine große und mit Risiken behaftete Herausforderung für die Kirche werden, zeigt aber andererseits auch Hoffnung und Vertrauen in Gott und die Leitung durch den Heiligen Geist, so dass allein der Versuch genügend Anlass zur positiven Reflexion innerhalb der Gesellschaft geben wird. Dass man mit allem missionarischen Eifer und allen Wiedereintrittskampagnen keine ausschlaggebende Umkehr in den prognostizierten Mitgliederzahlen für 2030 erreichen kann, mag statistisch angesichts der demographischen Entwicklungen realistisch sein, sollte uns alle aber nicht davon abhalten, weiterhin zu versuchen, mehr Menschen zum Glauben einzuladen und für eine Gemeinschaft der Nächstenliebe, die sich auch in Solidarität und sozialer Gerechtigkeit widerspiegelt, zu gewinnen.

Wir wünschen Ihnen und uns allen erfolgreiche Diskussionen, innovative Ideen und Gottes reichen Segen für die bevorstehende Reformdekade. Und so dürfen wir gespannt sein, sicherlich auf den nötigen Beistand des Heiligen Geistes hoffen und im gemeinsamen Gebet um mehr „Mut zur Reform“ für uns alle bitten: „Mitmachen. Mitreden. Mitgestalten.“ Das ist nicht einfach „nur ein Slogan“ in unserer Kampagne: Es wird auf uns alle ankommen, denn wir alle gehören zur Kirche und können unseren kleinen Beitrag dazu leisten. In diesem Sinne darf man den Namen der röm.-kath. Kirchenvolksbewegung wohl für uns alle anwenden: Wir sind Kirche! – oder wie wir im Oldenburgischen nun gern in Anlehnung an eine bundesweite Initiative sagen – auch „Du bist Oldenburg!“ Aber vielleicht können wir ja schon bald auch als Schlusswort grüßen: Auch „Du bist Evangelisch!“